

## Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wick in Breslau.

N. 58.

Mittwoch, den 20. Juli 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die Kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden bei einer starken Auflage mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Welthändel.] In Berlin hat die Prozeß-Verhandlung gegen die des Hochverraths bezüchtigten Polen aus den preussisch-polnischen Landestheilen begonnen. Als Verteidiger der Angeklagten fungiren die Rechtsanwälte Jancki aus Posen, Wisiecki aus Schrimm, Brachvogel, Deyls, Lemald und Holtzoff aus Berlin, Lent aus Breslau, Elven aus Köln.

In Dänemark ist das Ministerium Monrad, das mit der Demokratenpartei ging und für deren Unverstand mit dem unglücklichsten Erfolg eintrat, entlassen und scheint es dieselbst in den Köpfen etwas lichter zu werden, obwohl die Erkenntniß noch nicht weit gediehen, da der Landsting in ihrer Adresse an den König die alberne Behauptung ausspricht, „daß der Krieg ihm aufgezwungen sei, obwohl er alles gethan, was in seiner Macht, um ihm zu entgehen und daß es ein „rechtloser Ueberfall“ gewesen, der Dänemark zum Kampf für sein Dasein und seine Freiheit genöthigt.“ Die Sache verhält sich bekannter Weise so, daß Dänemark durch seine schreienden Rechtsverletzungen gegen die Herzogthümer, die es mit blinder Hartnäckigkeit aufrecht erhielt, den deutschen Bund zum rechtlichen Schutz von Holstein resp. Schleswig mit Gewalt preßte und daß diese Mission bei der gelobten deutschen Uneinigkeit, die es nie zu erheblichen Thaten bringt, von Preußen und Oesterreich, gegen welche die deutschen Fortschrittler mit Hilfe gewisser deutscher Kleinstaaten operirten, um liberale resp. demokratische Geschäfte mit Schleswig-Holstein zu machen, in die Hand genommen und mit außerordentlichem Geschick und Glück soweit vollführt wurde, daß die deutsche Wühlerei zugleich mit Dänemark niedergeworfen und Deutschland selbst beim Ausland wieder in Ehre und Respect gesetzt wurde. Wenn Dänemark nebst Holstein jetzt auch ganz Schleswig verliert, so hat es dies übrigens wirklich weniger der deutschen Tapferkeit, die sich früher billiger hätte abfinden lassen, als seinen Kopenhagenern Zeitungsschreibern sammt von ihm dirigirten Plebs zu verdanken. Dieselben fangen jetzt auch allmählich an, ein anderes Lied zu singen, nachdem sie, von England verlassen, einsehen lernen, daß ihr Dummkopf dem Lande eine schöne Bescheerung eingebracht.

Der alte Palmerston nebst seinem höchst saubern Aufsel wären wegen ihrer England in den Augen Europa's erniedrigenden Politik in dem deutsch-dänischen Streit beinahe zu Fall gekommen, da sie nur mit wenigen Stimmen einem Mißtrauensvotum des Parlaments entgingen. Dabei sind aber alle britischen Parteien darin einig, daß sich England nicht durch faktische Theilnahme am Kriege für Dänemark die Nase verbrennen und seinen Handel in Gefahr setzen dürfe. Es wird also bei dem Geheul und Geschimpf gegen die deutschen Großmächte in den englischen Blättern sein Bewenden haben und der Däne mag die eingebrochte Suppe allein auskosten, da auch

Napoleon, wie das offiziöse „Pays“ meldet, ohne Aussicht einer bedeutenden Entschädigung“ nicht die Opfer an Geld und Menschen bringen kann, welche eine Theilnahme am Kriege erfordern würde. Natürlich könnten solche „Entschädigungen“ nur am Rhein und allenfalls in Belgien liegen. Da Deutschland aber dieselben nicht gutwillig zu leisten erbötig, Frankreich auch wegen seiner schwindfüchtigen Staatskasse, die ohnehin neuerdings wieder in Afrika in Anspruch genommen ist, des Friedens bedarf, so wird Napoleon seine Zuschauerrolle auch ferner beibehalten, zumal ihm an der dänischen Machterhaltung im Grunde wenig oder gar nichts gelegen sein dürfte. Ja, spielte das Stück mit Schweden, dann möchte er sich anders rühren!

Die Blamage Englands kann in Frankreich nur Behagen hervorrufen, trotz der wurmstichigen Freundschaft, bei der zwei geriebene Füchse sich gegenseitig überwachen. Das „Journal des Debats“ verhöhnt darum England con amore, wenn es schreibt: „Die Preußen haben die Insel Alsen genommen. Sie werden, wenn sie es nicht schon haben, ganz Jütland erobern. Aber es wäre ihnen nicht zu rathen, sich bis nach Kopenhagen zu versteigen! Lord Palmerston hat geschworen: So wahrhaftig als es unter der Sonne ein mächtiges und stolzes England giebt, so gewiß soll man von dem edlen Lord reden. Ja, alsdann, wenn man erfahren wird, daß die Fouriere Sr. Majestät des Königs Wilhelm I. die Wohnungen für die preussischen Truppen in den Kasernen und in dem Palast von Kopenhagen anweisen, alsdann wird

Vord Palmerston die Welt durch seine Entscheidung erschauern. Er wird die Minister der Königin zusammenberufen; er wird sich bei Lord Russell und Herrn Gladstone, dem gewandten Staatsökonom, und vielleicht auch bei Herrn Bright, der sich die Idee eines ewigen Friedens in den Kopf gesetzt hat, Rath holen; der Premier wird in ihrer Gegenwart endlich jede Rücksicht bei Seite setzen, er wird die langen Bedenken überwinden, er wird die eiteln Befürchtungen mit Füßen treten und mit ganzer Energie über das berathen, was er zu thun hat, wenn die Preußen, anstatt sich mit der Occupation Kopenhagens zu begnügen, was allerdings ein eclatantes Zeugniß der Mäßigung ihrer Absichten darböte, den Sund überschritten und noch Halland, Schonen und Blekingen annectiren wollten.“

Die nach der Eroberung von Alsen, wobei der Verlust der Dänen nach ihrer Rechnung circa 3000 Mann betrug, mitgefangenen und freigelassenen Schleswiger haben nach der „N. Z.“ die Knechtsdienste in der dänischen Armee versehen müssen, was sicher ihre Anhänglichkeit an Dänemark nicht mehren wird. Noch führen die Dänen zwei schleswigsche Bataillone, das aus Südschleswigern bestehende 13. und das aus der Haberslebener Gegend rekrutirte 21., mit sich herum, ohne jedoch zu wagen, diese gewungenen Streiter in das Feuer zu schicken. Sie würden sofort übergehen, vielleicht mit Gewalt sich den Weg öffnen. Aber zum Schanzten und zu Strapazen aller Art sind sie brauchbar. Auf diese Armen fällt die letzte Last eines unseligen, lange Jahrhunderte dauernden Bundesverhältnisses; in dem Augenblicke, da endlich das Messer das Band zu zerschneiden sich ansieht, schnürt dasselbe nur um so fester die gebundenen Hände. In Habersleben übrigens, so nahe der dänischen Grenze, hat die Bevölkerung von jeher deutsche Sympathien mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit festgehalten, die Inschriften auf den Gräbern, die Straßennamen, die Häuserinschriften sind deutsch, letztere zum Theile schon dreihundert Jahre alt. Auch mitten unter dem Druck der Fremdherrschaft hat sich dort eine durch und durch deutsche Buchhandlung gehalten. Nur deutsche Bücher werden daselbst von den Gebildeten gelesen, und man kann sich denken, welche Art jetzt vorzugsweise begehrt wird. So macht in diesem Augenblicke ein neuer Roman, „die neuen Nibelungen“ von C. Mewert, bedeutendes Aufsehen, der, lange vor Beginn des jetzigen Krieges geschrieben, mit eigenthümlichem Instincte die Kämpfe auf Sündewitt vom Jahre 1848 zum Gegenstande einer treuen Schilderung gemacht hat.

Die Berliner „N. A. Z.“ schreibt über Oesterreich: „Die neuesten aus Wien bisher noch nicht dementirten Nachrichten über die Vermählung der kais. Prinzessin und Thronerbin von Brasilien, Isabella, mit dem jetzt 22 Jahre alten Erzherzog Ludwig Victor von Oesterreich — eine frühere Nachricht fand sofort von Wien aus ihre Berichtigung — sind wohl geeignet, die Aufmerksamkeit des Politikers auch auf das entfernte Südamerika zu richten, da die unbefangenen Stimmen aus Amerika überhaupt sich mehren, welche meinen, daß das rühmliche Unternehmen des Kaisers Maximilian in

Mexiko gegenwärtig schon alle Wahrscheinlichkeiten des Gelingens für sich hat. Das monarchische Element würde durch die Vermählung der künftigen Kaiserin von Brasilien mit einem Fürsten des alten österreichischen Herrscherhauses eine Stütze mehr gewinnen und Verhältnisse herbeiführen, die man vor wenigen Jahren in Amerika noch gar nicht für diskutirbar gehalten.“ Das Blatt weist dann darauf hin, daß auch Peru der Monarchie entgegenzugehen scheine und schließt dann mit den Worten: „Das Haus Oesterreich übernimmt somit eine große und folgenreiche Mission jenseits des atlantischen Ozeans und zwar mit aller Aussicht auf Erfolg; denn die Geschichte lehrt, daß Oesterreich einmal Erkanntes und Gewolltes mit eiserner Zähigkeit festhält und durchführt, wenn auch zeitweise gehindert und zurückgehalten.“ Das klingt ganz schön und hoffnungsvoll. Es scheint uns aber, als ob die österreichische Regierung bei ihren großen Projekten in der auswärtigen Politik seine inneren Schäden ordentlich auszuheilen sich nicht übermäßig anstrengt. Vor allem sollte sie bedenken, daß Oesterreichs Größe und weltgeschichtliche Bedeutung ganz wesentlich auf seinem katholischen Charakter beruhe. Dieser scheint aber in neuerer Zeit gar sehr in den Hintergrund zu treten und die religiösen Verhältnisse daselbst weit hinter dem katholischen Fortschritt im übrigen Deutschland zurückgelassen zu sein. Es fehlt in Oesterreich die katholische Entschiedenheit im Auftreten für die katholische Sache und die Führerschaft darin hat es schon lange nicht mehr, seit mit dem josephinischen Staatskirchentum die Staatskanzlei ihre Hände in's Heiligthum steckte und lange Zeit die bischöflichen Stühle mit geistlichen Kanzleischreibern beglückte. Daher kommt es wohl auch, daß die österreichischen Geistlichen vor lauter Rubrikens- und Listen-Schriftstellerei kaum Zeit behalten, die Kinder zu taufen, die Heirathslustigen zu trauen und die Todten zu begraben, zumal wenn die Pfarrer, wie in Wien, 20 oder 40,000 Seelen zu pastoriren haben, was auch musterhaft ist. Daß die Religion den Wienern bei solchen Zuständen nicht gefahrdrohend in's Blut geht, ist wohl anzunehmen. Aehnlich ist es in Pesth und wahrscheinlich noch vielfach anderswo. Das hat aber bisher gar nicht große Skrupel gemacht, obgleich die Folgen sich doch schon 1848 recht deutlich gezeigt haben und sich täglich in den keineswegs blühenden sittlichen Zuständen zumal in gewissen österr. Städten kundgiebt. Vorläufig scheint manchen Subjekten in Oesterreich nichts angelegentlicher am Herzen zu liegen, als wie sie auch Tirol von seiner Höhe herabstoßen und in die religiöse Bankerottströmung mit hineinreißen mögen. Wir wissen recht wohl, daß es in Wien und ganz Oesterreich neben dem ausfließenden Element noch einen guten katholischen Volkskern giebt, der gepflegt wohl der antikatolischen Brandung Herr werden könnte. Was wir aber daselbst vermissen, ist die Gemeinsamkeit mit dem übrigen katholischen Deutschland, welches von Oesterreich aus die geringste Ermunterung und Beihilfe empfängt. Und was lassen sich die dasigen Katholiken nicht alles im Reichstag und in der Presse gefallen, die ungewaschener schwächen, als es irgendwo geschieht, während die katholischen Stimmen fast

durchweg mit großer Jagdbastigkeit sich vernehmen lassen und ebendrein kaum auf großen Anklang rechnen können.

Da ist's doch anders in **Belgien**, wo auch die antichristliche mit der antikatholischen Partei den Katholiken den Fuß auf den Nacken setzen und sie in den Staub ducken will, wo sie aber diese sothane Dressur sich nicht gefallen lassen und eben daran sind, ein Ministerium zu sprengen, das an die Stelle der Kirche die Loge und ihre Herrschaft etabliren möchte. Trotz aller Würgebänder wird das Ministerium abgetafelt werden, obgleich die Regierungspartei dagegen sich wehrt, wie der Spitzhub' gegen die Polizei, die ihn am Kragen faßt. An den belgischen Katholiken können alle deutschen lernen, daß man sich auf eigene Füße stellen und nicht Bedientenrolle bei den Gegenparteien übernehmen soll. Bei uns selbst würden manche Dinge nicht sein, die uns beeinträchtigen, wenn die Katholiken nicht gegenüber Protestanten und Juden sich vielfach als wahre Stämper in der Wahrnehmung ihrer heiligsten Interessen benehmen möchten.

In **Turin** hat der badiſche Minister v. Roggenbach ein Compliment bekommen, das andere Leute lachen machen muß. Baden hat eben wirklich einen Gesandten nach dem Raubstaat geschickt, einen gewissen jungen Baron v. Schweizer, und als dieser dem raubköniglichen Minister des Auswärtigen, Visconti Venosta, seine Beglaubigungsschreiben übergeben hat, hat der Raubkönigliche geäußert, daß er Herrn v. Roggenbach als einen Cavour für Deutschland betrachte! Ob Herr Visconti Venosta sich wirklich einbildet, daß Herr v. Roggenbach es dahin bringen werde, Deutschland in die badiſche Tasche zu stecken, dasselbe in Baden einzuwerleiben, wird nicht beigefügt. Wär' auch zu lächerlich!

Wie aus **Rom** gemeldet wird, haben polnische Priester dem Papste eine lateinische Adresse überreicht, worin sie für die ihnen erwiesene Gastfreundschaft danken und die Hoffnung auf eine glückliche Auferstehung ihres Vaterlandes ausdrücken. Der hl. Vater hat darauf, ebenfalls lateinisch, geantwortet, daß diese Adresse, durch welche die polnische Nation in ihrer tiefsten Bedrängniß zu ihm spreche, ihm wahrhaft tröstend sei: „Vor Allem, ihr Priester des Allmächtigen, betet, daß die Ansehung vorübergehe. Glaubet, Gott ist barmherzig und von großer Güte; er wird die Leiden zu enden wissen, in welche ihr jezt gestürzt seid.“

Dem „**Courrier du Dimanche**“ wird aus **Neapel** geschrieben: „Ich sah Garibaldi auf Ischia und ich fand in seiner Physiognomie eine unaussprechliche Traurigkeit. Er sieht noch gut aus; aber sein Blick geht in einer tiefen Melancholie unter. Seine krankhafte Haltung, die über einen Lehnstuhl ausgestreckten Beine, wovon das verwundete und sehr abgemagerte über das andere geschlagen — der erste Anblick ist überaus peinlich. Bemerkenswerth ist die träge Enthaltensart der Volksmassen von Demonstrationen für Garibaldi. Auch die Bourbonisten verhalten sich in demselben Maße gleichgültig. Nur die Universität und Literaten gestatten sich eine Schwärmerci. Die höhern Regierungsorgane affectiren, sich um Garibaldi nicht zu bekümmern.“

Wald werden die Polinnen wohl ohne Röcke gehen müssen,

um nicht bestraft zu werden. Der **Warschauer** Ober-Polizeimeister hat nämlich eine Trauerkleider-Ordnung für die Frauen hinausgegeben. Sie lautet: In der Folge werden als Trauer anerkannt, und dürfen daher ohne besondere Bewilligung nicht getragen werden: 1) Ein ganzer Anzug von schwarzer Farbe, wenn auch ein colorirtes Halstuch oder am Hute von schwarzer Farbe ein colorirter Aufpuß oder Blumen, oder einem weißen Hut ein schwarzer Aufpuß beigegeben ist. 2) Dunkle Kleider von grauer Farbe bei einer schwarzen Mantille und bei einer Kopfbekleidung wie oben erwähnt. 3) Ein schwarzes Woll- oder Mouffelinkleid, unten mit einem farbigen Streifen besetzt, bei einem Hut oder einer Mantille nach obiger Angabe. Alle anderen Kleider, Hüte, Mantillen und sonstige Bestandtheile der Damentoilette dürfen nicht als Trauer angesehen werden.

Aus **Wilna** schreibt man zur Signatur der „edlen russischen Absichten“: Ein kaiserlicher Ulas bestimmt, daß die in Litthauen und Weißrussen konfiszirten polnische Güter nur von Russen und Einwohnern der Dniſſee-Provinzen, die nicht katholisch sind, erworben werden dürfen. Polen und Katholiken sind von dem Rechte, solche Güter zu kaufen, ausdrücklich ausgeschlossen. Um der Konfiskation von Gütern solcher Besitzer, die sich am Aufstande theilhaftig haben, eine größere Ausdehnung zu geben, hat der Senat in Petersburg alle in den letzten Jahren erlassenen Akte, durch welche polnische Gutsbesitzer ihre Güter wegen Schulden oder aus anderen Gründen auf Andere übertragen haben, für ungültig erklärt. Durch kriegs- und civilgerichtliche Erkenntnisse werden fast täglich Güterkonfiskationen ausgesprochen, worauf die konfiszirten Güter sofort in den Amtsblättern zum öffentlichen Verkauf ausgedoten werden. — Die Gründung russischer Volksschulen in Litthauen wird mit großem Eifer betrieben. In den Gouvernements Wilna und Grodno sind bereits 235 russische Volksschulen eröffnet, von denen auf ersteres Gouvernement 84, auf letzteres 151 kommen. Die Zahl der Schüler, welche diese Schulen besuchen, beträgt 8607. Als Lehrer wirken an diesen Schulen: 164 griechisch-orthodoxe Geistliche, 6 Diakonen, 24 Kirchendiener, 31 Seminaristen und 7 Civillehrer.

## In die Slovakei!

(Fortsetzung.)

Ich erfahre von ihm, daß in diesem Städtchen, welches selbst in der Slovakei als eins der bescheidensten gilt, ein sehr angenehmer geselliger Verkehr herrsche und wesentlich durch ihn gefördert werde, indem durch die von ihm geleitete Ausbildung mehrere Schüler in der Musik, diese selbst sich in den häuslichen und öffentlichen Kreisen einführe, sie belebend und veredelnd, und daß am Abende die junge Welt sich zahlreich zu versammeln pflege, um Unterricht in der Tanzkunst von ihm zu erhalten. Im Angesichte der kleinen, ärmlichen Häuser kann ich meine Verwunderung kaum verbergen, wie ein solcher Luxus von Bildungsmitteln noch hier im Schwunge sei; es fällt mir aber ein, daß der Mensch ja überall, welchen Punkt der Erde er auch immer be-

wohnen möge, das Bedürfnis habe, den mehr oder minder glücklichen Versuch zu wagen, das verlorene Paradies sich wieder herzustellen; warum sollten wir's in Szatca anders erwarten? Mit der Zeit haben sich noch mehrere Gäfte in unserem Zimmer eingefunden und eine muntere Unterhaltung ist im besten Gange, als mein hinlänglich gestärkter Kutscher erscheint und mir seine Bereitschaft zur Weiterreise ankündigt. Wir legen am selben Nachmittage bis Sillein etwa fünf Meilen zurück. Die Straße führt zwischen den schönen, grünen Waldgebirgen weiter, nimmere an der Kisutca entlang. Das Thal fängt in der Umgegend von Szatca an fruchtbarer zu werden, so daß, insbesondere so oft es sich erweitert, im Boden desselben oder an den sanften Abhängen lohnender Getreidebau getrieben wird. Das kleine, meist aus neuen Häusern bestehende Neustadt grüßt uns von jenseits des Flusses herüber. Die Wirthshäuser, an denen wir einige Male halten, üben auf mich durchaus nicht den Reiz der Verlockung; vielmehr bin ich froh, wenn mein weniger durch Schnelligkeit, als durch lautes Gedröhn und Gerassel sich auszeichnendes und seine Annäherung eine halbe Meile weit signalisirendes Fuhrwerk sich von Neuem in holperige, durch keine Federn gemilderte Bewegung versetzt. Gegen Abend endlich hört der Regen auf. Wir fahren zuletzt durch das Dorf Budatin mit einem herrschaftlichen Schlosse und gelangen unmittelbar darauf in das große, weite Wagthal. Der Fluß ist stark angeschwollen und wälzt mit rascher Haft seine Wogen vorüber; eine breite Kies- und Schotterhalde am jenseitigen Ufer zeigt sofort an, daß er an ein österes Austreten und Ueberschwemmen gewöhnt ist. Dieselbe unterbricht die dunklen Nadelwäldungen, aus denen er hier hervor- und in die er wiederum hineinströmt und ermöglicht eine Aussicht über die ganze Thalgegend bis zu den fernen Gebirgszügen und einzelnen gigantischen Gipfeln, deren Contouren in der abendlichen Dämmerung nur wenig von dem umwölkten Himmel sich abschneiden. Unser Wagen wird zur Ueberfahrt über den Fluß auf eine Platte gebracht und viele heimkehrende Land- und Stadtbewohner benützen die Gelegenheit, um mit hinüber befördert zu werden. Jenseitig fahren wir über die Riesbank und durch ein kleines Gehölz von Weiden und Pappeln nach der schon ganz nahen Stadt Sillein. Mehrere Thürme, der eine insbesondere von recht unförmigen Dimensionen, geben derselben ein fast mittelalterliches Ansehen. Die Straßen sind schmal, krumm und uneben und ruffige, schwarze Brettergiebel, unter denen Laubgänge sich dahinziehen, bilden den Haupttheil der Häuserfronten; nur der Ring ist ringsum von steinernen Häusern umschlossen. Dieser ebenso wie die meisten Kirchplätze sind mit monumentalem Bildwerke geziert. Nachdem ich meinen Kutscher belohnt habe, begeben wir uns in den mir als besten empfohlenen Gräser'schen Gasthof. Von den, dem Beamtenstande angehörigen Gästen, mit denen ich dort zusammentreffe, wird natürlich, wie dies immer am Abend in den öffentlichen Lokalen zu geschehen pflegt, politisirt; denn die Politik ist das sphinxartige Nebelbild, welches jederzeit sich weit anders gestaltet, als die meisten Stammgäste und selbst als die Diplomaten es erwarten; so bietet sie im Allgemeinen unaufhörlich der Betrachtung und dem Gespräche Stoff. Gegenüber der vermuthlichen Ausgänge der Welthandel und den Combinationen über künftige Verhält-

nisse ist es gewiß leichter, die gegenwärtigen Zustände zu erkennen. Darum wage ich auch, ohne bei den Anwesenden in meinen Theilen auf besonderen Widerspruch zu stoßen, meine auf mehreren Reisen in Ungarn gemachten Beobachtungen auszusprechen. Eine Nationalität reißt sich daselbst an der andern, die slavische insbesondere befürchtet die Ueberhebung der magyarischen; das kirchliche Bewußtsein tritt auffällig hinter den politischen Bestrebungen zurück; der Protestantismus geht von Alters her in der Agitation gegen Oesterreich voran; die Katholiken meinen in der Vaterlandsliebe nicht zurückbleiben zu dürfen und so ist die Bewegung seit dem Revolutionsjahre eine andauernde geworden, deren Klärung bis jetzt nicht abgesehen werden kann. Freilich aber wissen wir auch in Deutschland nicht, wenn der Friede der deutschen Einheit auf der Grundlage vernünftiger Religiosität und der einer solchen entsprechenden sittlichen Prinzipien wird geschlossen werden.

Der Sonntagsmorgen bricht heiter an und die Sonne schießt mit erneuter Kraft durch die noch emporsteigenden Nebel. Ich wohne in der Franziskanerkirche mit vielen Gläubigen, insbesondere mit den schon zeitig in die Stadt herbeigekommenen Landleuten der heil. Messe eines Ordenspaters bei. Die slavonische Predigt hätte ich nicht zu verstehen vermocht. Gegen acht Uhr breche ich auf nach Szent-Marton. Die Straße zieht sich stromaufwärts zur Rechten bald höher, bald niedriger an den Abhängen der Berge hin, welche in einiger Entfernung zu beiden Seiten die Wagufer begleiten. Nachdem wir bei den großen, früher königlichen, jetzt von einer Privatgesellschaft verwalteten Salzmagazinen vorbeigekommen sind, gewinnen wir einen freieren Ueberblick. Den äußersten Hintergrund in der Richtung vor und nach Nordosten zu bilden die bereits gestern Abend beobachteten, scharfkantigen, vier- bis fünftausend Fuß hohen Gipfel des von den Eiptauer Alpen sich abzweigenden Naguragebirges. Das Thal hingegen in unmittelbarer Nähe ist wunderherrlich; mehrere Ritterschlösser, so groß und schön, als wären's Oßegger Abteien und ansehnliche Kirchen glänzen von jenseits des Flusses herüber. Insbesondere treten aus den langen, gleichnamigen Dorfröthen hervor die Pfarrkirche und das Schloß von Lepliz, weiterhin das Schloß Rebeck, das von Obellan und die Kirche des Städtchens Varin. Wiederum, wer hätte das in der Slovakei erwartet! Die meisten derartigen weltlichen Prachtbauten sind in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausgeführt worden, als die Tököly'schen und Rakotsky'schen Partaikämpfe geendet waren und die Habsburger Regenten, welche den Frieden aufrecht zu halten strebten, den ritterlichen Adel bewogen, die festen Bergschlösser zu verlassen und sich in den Ebenen bequemere Wohnungen zu erbauen. Unterwegs stoßen wir zuweilen auf einen Slovaken, welcher seitwärts auf den Rasen hingestreckt seinen Morgenschlummer etwas länger ausdehnt. Wahrscheinlich hat das gestrige schlechte Wetter diesen Leuten Veranlassung gegeben, sich gegen die rauhen klimatischen Einflüsse durch einen reichlicheren Genuß von Spirituosen zu verassicuriren. Nachdem wir eine Meile zurückgelegt haben, gelangen wir an das Ende dieser Thalstufe. Jenseitig fließt aus einem Seitenthale die Varinka in die Bag; grade in dem Winkel, welche beide Flüsse mit einander bilden, liegt Varin, rückwärts an die Bergabhänge sich anlehnend.

Die Wag, deren Thal sich hier plötzlich verengend in das Geringe rechts hineinbiegt, scheint mit ihren, zwischen den Felswänden Pfeilschnell dahinschießenden Bogen das Städtchen überfluthen zu wollen, aber ein aus dem Flusse selbst sich erhebender Steinhügel, der auf seiner Spitze ein Kreuz trägt, beschützt jenes vor dem Anprall des Wassers und giebt dem Strome die Richtung in das von uns soeben durchschrittene Thal.

(Fortsetzung folgt.)

### Schule der Weisheit.

[Ein guter Rath.] Zur Zeit, da Petrus Faber, ein ausgezeichnete Priester, in Madrid sich befand, kam ein adeliger Herr zu ihm mit der Bitte, er möchte ihm einen Rath ertheilen, wie er sich sein genussüchtiges, sündhaftes Leben abgewöhnen und im Guten vorwärts schreiten könne? Da gab ihm Faber den Rath, er möchte zuweilen nur folgende Gedanken in sich erwecken: „Christus, mein Herr, in tiefster Armuth — ich im Ueberflusse; Christus in Hunger und Durst — ich bei wohlbesetzten Tafeln; Christus nackt und bloß — ich in kostbaren Kleidern; Christus in Schmerz und Qual — ich in süßen Ergötzungen.“ Der adelige Herr befolgte diesen Rath, ging in sich, wurde ein anderer Mensch, und starb im Rufe ausgezeichnete Frömmigkeit.

(Nach: Philothea, 1838.)

[Die Thüre.] Gerard von Kempis, der Bruder des berühmten Verfassers des goldenen Büchleins „von der Nachfolge Christi,“ hatte ein sehr schönes Gebäude aufführen lassen, und gab nun deswegen ein Freudenmahl, zu dem er alle Adeligen in der Nachbarschaft einlud. Die Gäste sagten ihm allerlei Schmeicheleien, wie er sie gerne hörte, und priesen ihn als einen Glücklichen, der in Fülle der Seligkeit schwebte.

Nur Einer von den Gästen machte über die Glückseligkeit Gerards eine vernünftige Bemerkung, und sprach zu ihm: „Dieses neugebaute Haus ist sonst auf sehr geschmackvolle Weise gebaut; nur sollte Eine Thüre vermauert werden, damit Eure Glückseligkeit von allen Seiten vermauert wäre.“ „Und was denn für eine Thüre?“ fragte Gerard. Der Gast gab zur Antwort: „Die Thüre, durch welche Ihr einmal hinausgetragen werdet, um begraben zu werden.“ Dieses weise Wort erschütterte den eiteln Mann so sehr, daß er in sich ging, seine Sünden bereute, ein ganz anderer Mensch wurde und von nun an seinen Reichtum und seine Seligkeit in Gott allein suchte. Der Gedanke an Tod und Ewigkeit war es, dem er nächst Gott seine Besserung verdankte. Nur durch diese Mittel können wir frei werden von der Sünde, wie auch von den unglückseligen Folgen, welche dieselbe nach sich zieht, nur so können wir in unserer Besserung immer mehr vorwärts schreiten. Nie sollen wir es vergessen, daß es nur ein einzig wahres Uebel in der Welt giebt, das wir zu fürchten haben, das ist die Sünde.

### Das Weihwasser.

(Fortsetzung.)

II.

Fünf Jahre sind seit obigem Vorgange in das Meer der Vergangenheit hinabgerollt, und in dieser kurzen Zeit haben sich so manche Verhältnisse, so manche Aussprüche und Ansichten, theils nur scheinbar, theils in Wirklichkeit geändert. Wie mancher herrlich erdachte, hochtrabende Plan, aufgebaut im Sturme der Zeit, wie manche kühne Hoffnung, gestützt auf die schwankende, ewig gährende Grundlage der Revolution, wie manche neue Glaubenslehre, zusammengewürfelt aus den alten, verrosteten, schon hundertmal bekämpften Ideen des Unglaubens und der Reformation, zerstoß, wie die perlende Seifenblase, welche das spielende Kind mit dem Strohhalme in die Luft schleudert. Aber auch so mancher Edelsinn bewahrte ungetrübt seinen Glanz und seine Reinheit inmitten des drängenden, tosenden Sturmes, wo sich am sichersten die vollwichtigen Körner von der Spreu sondern. Diese Verhältnisse im Großen finden wir treu abgespiegelt im Kleinen wieder bis in die untersten Schichten des Volkes und dürfen zu diesem Zweck nur unsere alten Bekannten in der Dorfschenke wieder aufsuchen.

Unser Gang soll zunächst einem freundlichen, wohlhabenden Dörfchen an der österreichischen Grenze gelten, wo die Salzach die verwandten Stämme wie eine silberne Kette vereint und bindet. Trotz des herannahenden Abends finden wir ringsum noch Alles in reger, freudiger Thätigkeit, denn des Landmannes schönste Arbeit, das Einheimsen der Feldfrüchte, ist im besten Gange. Schwere Lastwagen, reich beladen mit goldgelben Garben, bewegen sich langsam von allen Seiten nach dem Dorfe zu, und weithin über Berg und Thal schallt der heimkehrenden Schnitter munterer Gesang, dem Höchsten zum Dank und Preis. Außer Greisen, alten Mütterchen und Kindern waren nur wenige Männer im Orte zurückgeblieben, welche das Geschäft an das Haus fesselte und unter diesen finden wir einen unserer Bekannten, den jungen Wagenmeister Frieder. In aufgestülpten Hemdärmeln und mächtigem Schurzelle, von vier wackern Gesellen umgeben, arbeitet er rastlos im freien Hofraum, welchen alte und neue Wagen jeder Sorte wie eine feste Wagenburg umschließen. Nur manchmal hält er ein und blickt sorgsam nach der Hausthüre, wo sein kleiner Kronprinz auf einem weißen Linnentuche sitzt, bald da, bald dorthin rutscht und spielend mit den Händchen im Sande wählt. Keiner der Vorübergehenden unterläßt es, dem thätigen Meister seinen Gruß zu bieten, Mancher fragt stillstehend nach seiner Arbeit oder giebt eine Bestellung auf, und Jedem wird ein freundlicher Bescheid. Da läßt sich die Straße heraus ein wohlbekannter Ruf hören, lächelnd streckt der Kleine seine Händchen in die Luft, denn seine Mutter, die blühende Elisabeth, kommt des Weges, wirft in die Hände klatschend ihre Sichel auf einen Wagen, hebt unter tausend Küßen ihren Liebling vom Boden auf, und trägt ihn zu dem Vater. Dieser läßt frohen Muthes einen Augenblick die Arbeit ruhen und geht seinen Lieben entgegen. Die Sprache dieses Auges, das mit innigem Wohlgefallen auf Weib und Kind ruhte, hätte man lesen sollen, und man würde darin deutlich die wenigen

Worte gefunden haben: Wer ist glücklicher, wer zufriedener als ich?

„Ach Gott, steh' mal, Frieder,“ bemerkte während des Gesprächs Elisabeth, indem sie mit der Hand nach der Straße zeigte, „wer mag wohl der Unglückliche sein?“

Langsam kam des Weges ein alter, abgemagerter Gaul, auf dessen Rücken die schweren Schläge eines Bauernknaben unbarmherzig niedersielen; hinter sich schleppte er mühsam einen mit Stroh bedeckten Karren, worauf an der Seite eines Schüblings\*) als Bewachung ein Gerichtsdiener saß, dessen Unwillen ob dieser unfreiwilligen Begleitung nur zu deutlich kennlich war. Der arme Gefangene, in zerlumpter, abgetragener Kleidung, hatte einen alten, zerknitterten und verwetterten Hederhut weit in das bleiche, kahle Gesicht gedrückt, das er mit einem Tuche zu bedecken suchte. Seine Gestalt war tief gebeugt und schien fast leblos. Die Gassenjugend, neugierig ob des ungewohnten Schauspiel, folgte zahlreich dem Wagen bis zur Wohnung des Gemeindevorstehers, wo der Unglückliche abgeladen und in das Haus geschafft wurde. Bald kehrte der Gerichtsdiener mit seinem Fuhrwerk zurück, später erst verließ sich nach langem, vergeblichem Warten die hoffnungsvolle Jugend.

Nach einigen Stunden finden wir Frieder in seiner Behausung, ein Bild der Ordnung und Keuschheit. Das Nachessen ist abgetragen, der christliche Abendsegens gesprochen und die Gesellen entfernt. Der junge Meister ist mit seinem Hausbuche beschäftigt, worin er seine Tagesarbeit einträgt, während Elisabeth singend und wiegend ihren Liebling einschläfert. Da klopft es kaum hörbar und furchtsam an die Thüre. Frieder steht auf, öffnet und tritt abprallend und sprachlos einige Schritte zurück; die junge Frau aber, mit starrem Blick auf die Thüre, beugt sich wie eine lebende Brustwehr über die Wiege, um gleichsam ihr bestes Gut vor jedem Unfalle zu sichern.

„Kennt Ihr mich nicht?“ fragte nach kurzer Pause eine traurige, klanglose Stimme.

„Ja, Sepp,“ antwortete tief aufathmend Frieder und reichte dem Jugendgespielen die Hand. „Aber, um Gotteswillen, was treibst Du? Du bist also der Unglückliche, der heute auf dem Schub gebracht wurde?“

„Ja, leider.“

„Setz Dich hierher an den Tisch, denn Du scheinst krank und müde zu sein.“ Bei diesen Worten begrüßte auch Elisabeth mit Thränen im Auge den Eingetretenen und entfernte sich dann, denn eine innere Ahnung sagte ihr, daß Speise und Trank hier das Nothwendigste sei.

Bald hatte sich der Arme gefräht und das junge Ehepaar drang nun in ihn, doch zu erzählen, wie das Alles möglich sei.

„Meine Geschichte, liebe Leute,“ begann dieser, „ist nicht lang, noch weniger erbaulich. Von jenem verhängnißvollen Tage an, Frieder, wo ich Abends in der Waldschenke des Speesart mit Dir zusammentraf, von Freiheit, Gleichheit und Aufklärung schwärmte, über Gesetz, Frömmigkeit und Religion spottete, und in meiner Verblendung rief: „Wir wollen sehen, wer besser fährt, Du mit der alten, oder ich mit der neuen Lehre!“ von jenem

Tage an, glaube mir, datirt sich mein Unglück. Mein und meiner Genossen Uebermuth hatte damals den höchsten Gipfel erreicht und ein jäher Sturz war unvermeidlich. Denn wer war die Grundlage, auf welche wir bauten, wer die Helben und Träger der Revolution, die wir einsältigen Gesellen beim Anhören ihrer donnernden Reden für Halbgötter hielten und denen wir in unserer Verblendung unbedingten Gehorsam leisteten? Abgefällene Theologen, Literaten, deren Genie nicht anerkannt wurde, Doctoren ohne Patienten, Advocaten, lüstern nach einem Präsidentenstuhle, Juden, die um Emancipation rangen, Handwerker und Geschäftsleute, die mehr in den Kneipen als zu Hause wirkten, Gauner jeder Sorte, die im Träben zu fischen gedachten, und Birthe, die sich auf einen grünen Zweig schwingen.

„Ich wurde lange Zeit als Emissär gebraucht. Reichlich ausgestattet mit Geld und Empfehlungsbriefen zog ich von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. O wie mancher muntere Gefelle, der bis dahin zufrieden in seiner Werkstatt gefeilt und gehämmert hatte, ließ sich durch Versprechungen und süße Worte in mein Netz verstricken und verlor darin Ruhe, Frieden und Gesundheit. Dies ist ein Stein, eine Last, die schwer auf meinem Herzen ruht. Durch einen unglücklichen Zufall verlor ich bei einer solchen Reise mein Wanderbuch und fiel dadurch den Sicherheitsbehörden in die Hände, denen ich obnehin längst verdächtig war. Doch blieb ich nicht lange in ihrer Gewalt. Es gelang mir, mit mehreren Anderen auszubrechen und glücklich über die Grenze nach Baden zu entweichen.

„In diesem Lande prangte zu jener Zeit der Weizen, den wir so eifrig gesäet, in schönster Blüthe. Unordnung, Gesetzlosigkeit und Aufruhr erschütterten die Grundfesten des kleinen Landes, geistliche und weltliche Behörden wurden über den Haufen gestürzt und zahlreiche wilde Rotten, zusammengewürfelt aus aller Herren Ländern, durchzogen die Gauen, und wer nicht freiwillig sich anschloß, mußte der rohen Gewalt unterliegen. Da brauchte ich allerdings kein Wanderbuch. Jeder Zugügler, war auch der Bagabund noch so groß, wurde freudig willkommen geheißen. Doch jene Ereignisse und Vorfälle kennt Ihr. Das gute Recht, die gesetzliche Ordnung und geordnete Macht stieg ob. Wie manchen Mauthelben sah ich beim ersten Schusse „Kehrt euch“ machen, und wie manchen Anführer sich hinter die Front retiriren! Andere dagegen hielten um so hartnäckiger Stand und es wurde selbst, nachdem bereits die Haupttreffen für uns verloren waren, noch mancher blutige Strauß gefochten. Bei einem solchen erhielt ich einen Streifschuß, der mich kampfunfähig machte und weit hinter den Reihen der Fliehenden zurückließ. Da wurde ich denn von meinen Verfolgern wie flüchtiges Wild unter den schwersten Schmerzen durch Feld und Forst getrieben und zum ersten Male stieg die Reue in meinem Herzen auf. Trotz aller Mühe und Anstrengung gelang es mir nicht, nach Frankreich zu entkommen. Ich wurde gefangen genommen, in ein Spital gebracht und sah und erfuhr nun so Manches, was mir die Augen öffnete. Wir, die Verführten, hatten die Kastanien aus dem Feuer geholt und die Schuld zu büßen, während die Anführer, Aufseher und Rädelshörer sich alle prächtig zur rechten Zeit aus der Schlinge zu ziehen und ihren theuren Leib zu salveren wußten. (Schluß folgt.)

\*) Bagabonden.

## Bermischte Nachrichten.

**Ziegenhals.** In letztverfloßener Woche unternahmen wieder eine große Anzahl Pilger von hier aus die Wallfahrt nach Wartha. Dies ist allerdings keine besondere Merkwürdigkeit, da jährlich viele Tausende nach diesem Gnadenorte wallen; aber bemerkenswerth ist es, daß die hiesige Wallfahrtsprozession die Letzte in Schlesien genannt werden kann. Sie findet nämlich seit dem Jahre 1472 statt und feiert somit in acht Jahren ihr 400jähriges Jubiläum. Im Jahre 1472 wurde der hiesige Ort, welcher damals durch Gräben und Mauern befestigt war, von einer wahrscheinlich durch Wolkenbrüche veranlaßten schrecklichen Wassernoth heimgesucht. Die armen geängstigten Bewohner fanden kaum auf den Dächern ihrer Häuser hinreichenden Schutz gegen das verheerende Element. Selbst die Kirche war vom Wasser dergestalt umflutet, daß der Tabernakel des Hochaltars von demselben bedeckt wurde. Demnach kann es nicht befremden, wenn unsere kirchlich-frommen Vorfahren in ihrer Bedrängniß zum Himmel ihre Zuflucht nahmen und deshalb feierlich gelobten: „Jeden alljährlich mit dem Sanktissimum einen Umzug zu halten und bald darauf eine Wallfahrt nach Wartha anzutreten.“ Dieses Gelöbniß sollte auch für alle Nachkommen verpflichtend sein. Bald nach Ablegung desselben wich das Wasser am 2. Juli, wie eine alte Urkunde ausdrücklich bemerkt. Darum wird die Heiligkeit bis heutigen Tages zu Ehren des Festes Mariä Heimsuchung begangen. Bischof Rudolph von Breslau gestattete am 25. August 1472 den Umzug mit dem Allerheiligsten, wie er am Frohnleichnamstage geschieht. Diese geschichtliche That gründet sich auf eine im hiesigen Pfarrarchiv befindliche Urkunde. Für die Wahrheit obiger Angaben bürgen außerdem noch eine uralte Votivtafel an der Dfseite des Presbyteriums der Pfarrkirche, sowie ein altes Bild auf dem Chore derselben. Letztere enthält außer einem Kreuzbilde folgende Inschrift:

„Ich Biel' hab' mich empdr,  
 Bis hier zum Kreuz der Bürger Wiß geführt  
 Und gelehrt Votum zu Gott und seiner Mutter auch  
 Zu gehen mit dem Sakrament.  
 Am zweiten Juli wiß's zugleich,  
 Halt's Wort, fürchtet's Element.“

Was das Bild anbetrifft, so liefert es eine Darstellung der damaligen Wassernoth. Wenn es auch keinen Anspruch auf künstlerischen Werth machen kann, so genügt es doch, um uns eine lebendige Vorstellung von dem Unglücke der Vorfahren zu geben. Der untere Rand trägt eine Erklärung des Bildes, welche in neuester Abschrift folgendermaßen lautet: „Anno 1472 ward die ganze Bürgerschaft zum Ziegenhals wegen überschwemmung des Reißenden Biellflusses alhier in euserste Leibzgefahr gesetzt, wie dieser abriß zum theil weist: aber durch gethanes Votum den 2. July zu Gott und seiner H. Mutter alsobald solcher belängnißung befreuet. Soll auch Zähelichen und zu Immerwährenden Zeiten von uns und unsern nachkömblingen an der Freudenreichen Heimsuchung Mariä Hochfeyerlich observiret werden.“ Was nun die Erfüllung des doppelten Gelübdes anlangt, so entsprochen die Bewohner der Stadt stets ihrer Pflicht, selbst in den Zeiten schwerer Drangsale, welche Pest und Krieg über sie

verhängten. Jung und Alt ergriff alljährlich den Pilgerstab und eilte frohen Muthes nach dem Orte, wo die Mutter der Gnaden so reichlich ihre Himmelschätze spendet. Es ist gar keine Seltenheit, daß Einzelne mehr als fünfzig Mal diese Wallfahrt unternommen haben. In neuerer Zeit besonders hat sich dieselbe zu einem wahren Volksfeste gestaltet. Bei dem Auszuge der Prozession, der gewöhnlich am Montage nach dem 2. Juli stattfindet, werden die Pilger von den Angehörigen eine Strecke begleitet und der Abschied bietet bei Vielen bisweilen wirklich rührende Momente dar. Die Zurückbleibenden bitten beim Abschiede die Davonziehenden noch um ein frommes Memento bei der Mutter Gottes in Wartha. Donnerstags aber eilen die Dahingeblichen den Wallfahrern mit Blumensträußen und Erfrischungen aller Art entgegen und rufen ihnen ein herzliches Willkommen zu. — Die strikte Erfüllung des beregten Gelübdes hat sicher schon unendlichen Segen in hiesiger Gemeinde gestiftet. Diesem Umstande mag es gleichfalls zu verdanken sein, daß hier die religiösen Wirren des 16. Jahrhunderts keinen gedeihlichen Boden fanden und stets kirchlicher Sinn heimisch blieb. Nur im Jahre 1834 wollte man sich hinsichtlich des Gelübdes einige willkürliche Abänderungen erlauben; allein eine Feuersbrunst, welche zu dieser Zeit ausbrach und einen bedeutenden Theil der Stadt in Asche legte, belehrte die Erben des Vermächtnisses der Väter eines Besseren und überzeugte sie von der Wahrheit der Worte des Predigers: „Hast du etwas gelobt, so säume nicht, es zu erfüllen!“

E.

**Münster.** Der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich haben durch Vermittelung des österreichischen Gesandten den beiden Genossenschaften der barmherzigen Schwestern zu St. Mauritz und Münster ein reich gesticktes Messgewand in Anerkennung der Hilfe, welche sie den Verwundeten in Schleswig geleistet, zugleich mit einem huldvollen Schreiben übersandt; desgleichen der Kirche der Schwestern vom hl. Carl Borromäus in Köln einen Messeskelch mit Patene geschenkt. In dem Begleitschreiben heißt es: „Seine Majestät der Kaiser, von dem segensreichen, unermüdlischen Wirken der auf dem Kriegsschauplatz anwesenden Ordensschwestern Kenntniß nehmend, haben mich Allernädigst zu beauftragen geruhet, dem Orden selbst den Ausdruck des Allerhöchsten Dankes hiermit zur Kenntniß zu bringen“ 2c. 2c.

**Köln,** 9. Juli. Im hiesigen Dome ist man gegenwärtig mit der Herrichtung noch mehrerer Altäre für die am 23. d. M. beginnende Feier der vor 700 Jahren stattgehabten Ueberbringung der hl. drei Könige beschäftigt, um auf diese Weise den voraussichtlich sehr zahlreich hier eintreffenden auswärtigen Priestern Gelegenheit zu geben, das hl. Messopfer im Dome zu feiern. Einer dieser Altäre wird in dem rechten Querschiffe, in der Gegend, wo der hl. Christophorus steht, und ein anderer in der Nähe der Sacristei aufgeschlagen.

**Preußen.** (Auszeichnung der Militäregeistlichen.) Die von Sr. Majestät dem Könige von Preußen unter dem 7. d. M. vollzogene Liste „der für den Sturm auf Düppel am 18. April 1864 an die Truppen der comb. Garde-Inf.-Division und des combinirten Armeekorps verlichenen Auszeichnungen“ enthält nach dem Münst. Post. Bl. folgende Namen katholischer Geistlichen: Müller, kathol. Militär-Geistlicher von der 13. In-

fanterie-Division; Nagel, kathol. Militär-Geistlicher von der 8. Division, kommandirt zur combinirten Garde-Infanterie-Division und attachirt dem 4. Garde-Grenadier-Regiment Königin; Simon, kathol. Militär-Geistlicher von der 11. Division, attachirt dem 1. Posen'schen Infanterie-Regiment Nr. 18. Ein jeder dieser Herren erhielt den Rothen Adlerorden 4. Kl. mit Schwertern. Da schon in Folge des Treffens von Missunde der kathol. Militär-Geistliche beim 3. Armeekorps, Herr Stückmann, kommandirt zur Artillerie-Reserve, den Rothen Adlerorden empfangen, so sind im gegenwärtigen Kriege unseres Wissens sämtliche angestellte kathol. Militär-Geistliche bis auf einen (dessen Truppen in Zütlund standen) dekorirt worden, und die Offiziere wie Mannschaften geben diesen Herren laut das Zeugniß, daß sie die ihnen gewordene Anerkennung im vollsten Sinne des Wortes verdient haben. Aus der Zahl der protestantischen Militär-Prediger wurden zwei mit einem Rothen Adlerorden 4. Klasse mit Schwertern geschmückt.

**München.** Die Erzbischöfe und Bischöfe Baierns haben am 18. d. M. in Bamberg eine Zusammenkunft gehabt. Der Zweck zwar noch unbekannt, dürfte aber wohl die Zustände der katholischen Kirche in Baiern, welche unter staatlichem Druck und staatlicher Bevormundung unerträglich für die freie Entfaltung sind, berühren. — Die zweite Versammlung katholischer Gelehrten, welche nach gefasstem Beschluß dieses Jahr in Würzburg gehalten werden sollte, wird nach einer Erklärung, welche die hier anwesenden Mitglieder des Comités, Dr. v. Döblinger, Dr. v. Stadlbauer, Dr. Reithmayr und Dr. Haneberg, in der „Allgemeiner Ztg.“ veröffentlichen, nicht stattfinden. Dagegen wird die Generalversammlung der kathol. Vereine Deutschlands vom 11. bis 14. Septbr. c. in Würzburg stattfinden. Die kathol. Vereine haben niemals Bedenken erregt, welche sie in den Augen des hl. Vaters oder des Episkopats suspekt gemacht hätten. Uebrigens bebauern wir die Eifirung der kathol. Gelehrtenversammlung und glauben, daß die Anstände lebighch auf Mißverständnissen beruhen und darum bald schwinden werden.

**Mona,** 28. Juni. Das österreichische Kaiserhaus, welches durch seine großartige Mildbthätigkeiten für Zwecke, die die Religion und christliche Liebe betreffen, so ruhmreich in der Geschichte dasteht, überbietet durch edle Schenkungen die Vorzeit. Obgleich durch mancherlei Verhältnisse in jüngster Zeit im eigenen Lande vielseitig in Anspruch genommen, sendet es die reichsten Spenden nach Außen. Vor einigen Monaten hatten wir die Freude, von S. M. der Kaiserin Caroline Auguste (Wittve von Kaiser Franz) für die Restauration unserer Kirche und zur Erbauung eines Glockenthurmes 800 Gulden zu erhalten; und nun em-

pfangen wir in der vorigen Woche, am 25. Juni, von S. K. Hoh. der Erzherzogin Sophie (Mutter des Kaisers) 400 Gulden, und von Sr. K. Hoh. dem Erzherzog Ludwig 300 Gulden, ebenfalls zur Restauration der Kirche. Möge der Himmel die Fülle des Segens auf das erhabene Kaiserhaus für eine so edle Freigebigkeit ausgießen! (Hamb. Kirchbl.)

#### Familien-Nachrichten.

Verlobt. Fr. Theresie Krotowska, Hr. Schäffer, Jarocin gestorben. Fr. Charlotte Hinkel, Landeck; Königl. Maschinen-Inspector Wilhelm Munscheid, Malapane; Fr. Amalie Pollack, Striegau; Gymnasiast Otto Janeky, Militisch; Fr. Emil Kaengner; Fr. Franziska Handke, Breslau.

#### Todes-Anzeige.

Mehrmals gestärkt durch den Empfang der heiligen Sacramente, verschied heut Morgen 8½ Uhr unser geliebter Vater, Groß- und Schwiegervater, der Schullehrer **Valtbasar Hoffmann** hieselbst, Inhaber des allgemeinen Ehrenzeichens, in dem Alter von 84 Jahren an Altersschwäche.

Der Herr gebe ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm!

Silberberg, den 15. Juli 1864.

[110]

Die betrubten Hinterbliebenen.

Bei **G. P. Aderholz** in Breslau ist soeben angekommen und zu haben:

**Ein bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands, zunächst an diejenigen meiner Diöcese, über die zwischen uns bestehenden Controverspunkte. Von Dr. Konrad Martin, Bischof von Paderborn. 2 Thle. gr. 8. Preis 1 Thlr.** [111]

Für diejenigen Eltern gebildeten Standes, welche beabsichtigen ihre jungen Töchter der reinen, stärkenden Gebirgsluft wegen nach Hirschberg in Pension zu geben, erbieht sich eine Dame aus gutem Hause, dieselben in Ross zu nehmen so wie mit gewissenhafter Sorgfalt für häusliche Ueberwachung und Pflege Sorge zu tragen. Für den Unterricht bietet der Ort eine höhere Töchterschule, gute Gelegenheit zu Musik, zu den modernen Sprachen und Zeichen. Anfragen werden erbeten unter der Chiffer M. G. Hirschberg poste restante. [206]

Ein anständiges Mädchen aus den besseren Ständen, in den gesetzteren Jahren, sucht bald oder Michaeli eine ihrem Stande entsprechende Stellung, als Haushälterin in einem geistlichen Hause, oder auch als Gesellschafterin einer Dame. Näheres poste restante Lauban unter den Buchstaben R. F. [207]

**W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede-Straße 35.**

Breslauer Börse vom 18. Juli 1864.

Getreide-Preise vom 18. Juli.

Freiw.Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr. 3½	—	Schles.neueLit.B. 4	—	W. Weizen Schfl. 63—69—74 Sg.
convert.v. 50 u. 52 4	96½ G.	do. do. 4	—	do. Lit. C. . . 4	101½ G.	G. Weizen . 63—67—69 .
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do. neue 4	97½ B.	do. Lit. B. . . 3½	—	Roggen . 44—45—48 .
Preuss. Anl. 55.56 4½	101¾ G.	Schles. Pfandbr. 3½	93¾ G.	Schles. Rentenbr. 4	99½ G.	Gerste . 32—36—38 .
Preuss. Anl. v. 59 5	106½ G.	do. Rustical 4	—	Posen. Rentenbr. 4	96¾ B.	Hafer . . 31—33 .
Präm.-Anl. 1855 3½	123¾ G.	do. do. 3½	—	Oesterr. Nat.-Anl. 5	71 bez.	Erbsen . 48—53—57 .
Staats-Schuldsch. 3½	91¼ B.	Schles.neueLit.A. 4	102 B.	Oesterr. Banknoten	87¾ G.	Kartoffeln . . Sack 30—40 .

Druck von Robert Nischowsky in Breslau, Universitätsplatz 16.